

Nr. 122. Bromberg, den 28. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(23. Fortsetzung.) ———

„Ich finde", sagte Lady Dolly in ihrer netten, auf Tatsachen zielenden Art, „daß du in einer günstigeren Lage bist als hundert andere Frauen. Du hast arg über die Stränge geschlagen und bist doch nicht öffentlich bloßgestellt. Du bist einen Schuft losgeworden. Nicht nur, daß er geflohen ist und die Polizei hinter ihm her ist, hat er auch noch deinen Mann gebeten, die Scheidungsklage zurückzunehmen. Und trotz alledem hast du diesen prächtigen Menschen, den Horatio, nicht verloren, er hält zu dir und will dich unter allen Umständen zurückhaben! Was willst du also noch mehr?"

Muriel seufzte. „Ihr habt beide ganz recht. Ich gab Diana vor einer Weile schon zu, daß ich von allen Göttern verlassen war."

„Darf ich ihm sagen", fragte Diana, „daß er kommen soll, wenn er will, und dich sehen kann?"

„Ja", erwiderte Muriel mit einem schwachen Erröten, „ich glaube, ich möchte ihn ganz gern wiedersehen."

„Endlich kommst du zu Vernunft", sagte Diana und brannte sich eine Zigarette an.

„Warten wir erst einmal ab", sagte Lady Dolly, „laßt erst einmal Hermann plötzlich wieder auftauchen . . . nicht jetzt, aber in ein, zwei oder fünf Jahren."

Muriel richtete sich hoch und stützte sich auf die Handflächen.

„Das wird nicht geschehen. Es gibt keinen Hermann mehr, jedenfalls nicht den, den ich gekannt habe. Ich werde euch etwas anvertrauen, was ich bisher verschwiegen habe, damit ihr nicht denkt, ich sei verrückt. Ich bin überzeugt, daß Hermann tot oder schon vor Monaten verschwunden ist. Schon bevor ich in Paris krank wurde."

Diana fühlte denselben Schwindel, der sie vor kurzem während des Gespräches mit Bronson befallen hatte. Sie war glücklich darüber, daß Zwielicht herrschte. Sie versuchte, ihre Stimme in der Gewalt zu behalten.

„Wie meinst du das?"

Muriel beugte sich vor:

„Der Mann, der mich in Paris im Krankenhaus besuchte, war nicht Hermann."

Lady Dolly brach in Gelächter aus.

„Wer war es denn?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Warum hast du es nicht gleich gesagt?"

„Ich war so elend und schwach, daß ich zuerst annahm, er sei es. Aber seine Art zu sprechen, war anders. Es dauerte lange, bis ich die schreckliche Tatsache hinnahm. „Laß es laufen", hat er gesagt. So hätte Hermann nie gesprochen. Dann, als er fortging, beugte er sich über mich und küßte mich auf die Wangen. Im ersten Augenblick war ich glücklich darüber, dann kam mir zum Bewußtsein: das hätte Hermann nie getan. Er haßte kranke Menschen. Ich erinnere mich, daß ich einmal vom Zahnarzt kam, mich elend fühlte, wahrscheinlich mit einer Spur von Zahnarztgeruch. Ich durfte ihm nicht in die Nähe kommen, er wurde blaß und elend und mußte Tropfen nehmen."

Sie hielt inne. Diana drang seltsam auf sie ein:

„Weiter, erzähle mehr. Du mußt noch andere Gründe haben. Zwischen einer Frau, die nach Kreosol riecht, und einer Frau, die auf den Tod krank ist, dürfte wohl ein Unterschied sein."

„Ich kann es nicht erklären. Und dann, seine Hände waren hart und kräftig."

„Mein Gott", rief Diana, „war ich dumm!" und sprang auf. „Hermanns Hände waren feucht und zart, und die des Mannes trocken und kräftig!"

Sie wandte sich an Muriel mit einer anscheinend irrsinnigen Frage: „Konnte Hermann zeichnen?"

Muriel schüttelte verständnislos den Kopf. „Nein", und erzählte ähnliches wie Bronson. Diana rief aufgeregt:

„Muriel hat recht. Es ist nicht so, daß Hermann sich verändert hat, dieser Mann ist gar nicht Hermann. Es ist jemand anderes, sein Doppelgänger!"

Lady Dolly erhob sich und sah von einer zur anderen.

„Seid ihr beide verrückt geworden? Was soll das alles?" Sie ging durch das Zimmer und knipste das Licht an. „Hermann", sagte Diana und war sehr bleich, „hatte einen Zwillingsbruder, der in Hermanns Wohnung starb. Sein Tod war in der „Times" angezeigt. Wir alle haben es gesehen. Bronson hat mir erzählt, daß sie in ihrer Jugend nicht zu unterscheiden waren. Und er meinte, daß der Tote ebensogut Sir Hermann gewesen sein konnte." Und sie sagte langsam, stockend, nach einer leichten Pause: „Die Veränderung Hermanns läßt sich zurückführen bis auf den Tag von seines Bruders Tod."

„Was soll das aber?" fragte Lady Dolly.

„Das weiß nur Gott", sagte Diana, „Gott und Horatio Flower."

„Horatio?" rief Muriel.

„Natürlich! Hat er nicht gesagt, daß Hermann oder vielmehr den Mann, der sich Hermann nennt, ehrenhaft gehandelt habe?"

„Nach Horatios Andeutungen muß sein Erscheinen in Hamshire eine große, abenteuerliche Tat gewesen sein."

„Aber wer ist der Mann, der die Rolle Hermanns spielt?"

„Sein Zwillingsbruder. Wie er dazu kommt, weiß ich nicht. Leih mir, bitte, dein Auto, Dolly. Ich will nach Cannes hinüberfahren."

„Warum telephonierst du nicht?" schlug Muriel in ihrer gewohnten Trägheit vor.

„Es geht schneller und ist einfacher, nach Cannes zu fahren und ihn dort aufzustöbern."

Muriel richtete sich erregt auf:

„Wenn du fährst, komme ich mit!"

„Und ich auch", sagte Lady Dolly. „Wenn ich nicht mitkomme, denkt keiner von euch an das Essen!"

Horatio war leicht zu finden.

Er hatte ein Haus gemietet. Er las gerade Zeitung. Beim Herannahen des Wagens schaute er auf. Die Türglocke klingelte, Stimmengeflüster traf an sein Ohr. Er legte das Blatt hin und sprang auf, als Smith mit erschrockenem Gesicht die Besucher anmeldete.

„Es ist gut", sagte er, des Mannes vorgebrachte Entschuldigung kurz unterbrechend.

Er begrüßte sie der Reihe nach, wie sie eintraten. Seine Augen leuchteten. „Meine liebe Dolly, wie freue ich mich, dich wieder zu sehen! Diana!" Er streckte Muriel beide Hände entgegen: „Liebste, wo willst du sitzen?" Er führte sie zu einem Lehnstuhl. „Bist du wieder ganz gesund? Du siehst so aus. Vielen Dank, Dolly."

Er brachte für die zwei anderen Stühle herbei und entschuldigte sich, daß sie es in diesem bäuerischen Landhaus so unbequem hätten. Er lachte, und sein Gesicht leuchtete geradezu. Diana machte sich bittere Vorwürfe über die kindischen Gedanken, die sie sich über ihn gemacht, und über alles, was sie je gegen ihn vorgebracht hatte. Daß eine Frau ihn dem alten, vertrockneten Hermann zuliebe hatte aufgeben können, war ihr nunmehr völlig unbegreiflich.

„Ich nehme an, du stirbst vor Neugierde, den Grund unseres Besuches bei dir zu erfahren", begann sie ohne Umschweife.

„Ich hoffe, er erfolgt im Anschluß an unser Gespräch, und er bezieht sich auf Muriel."

Muriel errötete: „Vielleicht! Diana hat mir alles erzählt."

„Dann, meine Liebe . . .", er machte unwillkürlich einen Schritt zu ihr hin, „bist du also einverstanden?"

„Darum handelt es sich im Augenblick nicht, Horatio", sagte Lady Dolly, „wenn Muriel und du, wenn ihr miteinander etwas zu besprechen habt, dann müßt ihr es schon allein tun. Diana und ich haben nichts damit zu tun. Einen gewissen Anstand gibt es doch immer noch."

„Wir sind gekommen", sagte Diana, „oder vielmehr ich bin gekommen und habe Dolly und Muriel mitgebracht, um ein für allemal Klarheit zu erlangen. Ich weiß, es handelt sich um keine erfreuliche Angelegenheit. Aber zu allererst müssen wir von Hermann reden."

Er richtete sich steif auf. „Ich sehe das nicht ein. Er ist aus unserem Leben verschwunden. Das genügt doch. Nicht nur aus unserem Leben, sondern überhaupt."

„Er ist tot", sagte Diana. „Und du weißt es."

„Tot? Wieso?" fragte er erschrocken, und seine Gedanken wanderten zu dem lebenden Menschen, der geflohen war.

„Er starb, längst bevor sein Zwillingsbruder zu dir kam."

Horatio fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er sah sie mit tief gerunzelter Stirn an.

„Woher weißt du das? Und wenn du es weißt, warum hast du heute morgen getan, als hättest du keinen Schimmer davon?"

„Da war ich noch nicht sicher. Ich nehme an, du hast ihm das heilige Versprechen gegeben, nichts zu sagen. Oh, ich meine das nicht spöttisch", rief sie aus, als sie seine ungeduldige Geste sah, „ich stelle nur Tatsachen fest. Ich wurde erst sicher, als ich heute nachmittag mit Muriel sprach. Der Mann, der sie in Paris aufsuchte, war nicht Hermann. Das entbindet dich doch deines Versprechens, nicht wahr?"

„Es scheint so", gab er zu.

„Ist Hermann also tot?"

„Ja."

Muriel erhob sich mit einer seltsamen, geschmeidigen Weichheit.

„Alles das hat mich monatelang gequält", sagte sie und sah ihm ins Gesicht. „Wenn du jetzt nicht offen sprichst, gehe ich besser nach Hause."

„Und wenn ich es tue?"

„Dann können wir über uns selbst auch reden, wie Dolly vorschlägt."

„Sehr schön, aber setzt euch nur. Also es war folgendermaßen." Und damit erzählte er die unglaubliche Geschichte den drei staunenden, schweigenden Frauen.

„Aber was veranlaßte ihn, zuerst zu dir zu gehen?" fragte Lady Dolly.

„Er ist ein verdammt feiner Bursche, dieser Andy Drake. Einer von den Menschen, die man auf den ersten Blick lieb gewinnt. Wenigstens ich tat es, nachdem er mir fast den Arm gebrochen und mir bewiesen hatte, wer er war."

Muriel seufzte: „Warum ist er nicht zu mir gekommen und hat mir alles gesagt?"

„Frag ihn selbst, meine Liebe", antwortete Horatio. „Ihm drohte eine Zuchthausstrafe, und du hattest nicht gerade Grund, besonders freundlich und sanft mit ihm umzugehen."

„Vielleicht. vielleicht auch nicht. Wie kann ich das wissen?"

„Nun, das ist wenigstens ehrlich", sagte Lady Dolly und erhob sich. „Da wäre aber noch eine Angelegenheit zu klären. Ist der Mann, den die Polizei sucht, der richtige tote oder der falsche lebende Hermann?"

„Der tote Hermann", sagte Horatio ernst.

Diana nahm ihn beiseite:

„Bist du sicher, daß er Zuchthaus bekommt, wenn man ihn erwischt?"

„Ja, kein Zweifel. Ich kenne einige Anwälte in meinem Klub und habe mich bei ihnen heimlich erkundigt. Es ist schon so, er kann dem nicht entgehen."

„Vielen Dank", sagte sie, „vielen Dank, daß du mir das offen sagst."

Seinem Ohr fiel die klanglose Stimme auf, und er sah vor sich ein unglückliches Gesicht, das sich wegwandte, Augen, die hilflos in die Ferne stierten, und Lippen, die sich bemühten, ihr Zittern zu verbergen.

Er beugte sich liebevoll zu ihr und sagte leise:

„Es tut mir so leid, Liebe. Ich wußte es nicht. Jedenfalls ist er ein verdammt feiner Bursche. Ich will alles tun, was sich nur tun läßt . . ."

Sie sah ihn groß an. „Du bist so lieb zu mir! Oh, Gott, was für unglaubliche Narren waren wir!"

Sie wandte sich ab.

„Dolly, ich bin verhungert. Wir müssen gehen und irgendwo etwas essen. Muriel zu ernähren, überlassen wir Horatio."

„Es ist für alle genug da", sagte er.

„Dann langt es gerade für Muriel. Wir holen sie später nach eurer Aussprache wieder ab."

Muriel sagte in ihrer zaghaften, unentschlossenen Art: „Glaubst du nicht, daß es besser wäre, wenn wir alle zusammen essen?"

„Nein", erklärte Lady Dolly. „Diana hat gerade genug mit ihren eigenen Nöten zu tun. Wir werden irgendwo essen und dann sofort nach Mentone zurückfahren."

„Aber wie komme ich zurück?" fragte Muriel mit großen, erschrockenen Augen.

„Das übernehme ich, meine Liebe", sagte Horatio. „Ich habe meinen Daimler mit hier."

Diana und Lady Dolly fuhren ab und aßen in einer stillen Ecke des Carlton, zumindesten Lady Dolly, die nur die Sorgen der anderen hatte. Diana war der Hunger vergangen. Sie sehnte sich, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, nach menschlichem Mitgefühl. Lady Dolly spürte es und versuchte, sie abzulenken.

Auf dem Rückweg im Wagen schlang Diana ihren Arm um sie. „Du bist unendlich lieb."

Lady Dolly küßte sie in der Dunkelheit, irgendwohin zwischen die Augenbrauen und die Backenknochen.

„Nur Mut, mein Kind, nur Mut!"

Als sie zu der Villa kamen, öffnete ihnen ein verschlafener Diener das Tor.

„Sag ihm, er soll nicht einschlafen, bis Muriel kommt."

Muriel aber kam nicht.

19.

Wenn je ein Mensch zwischen zwei Feuern gestanden hat, so Andy Drake. Von dieser Vorstellung wurde Diana ununterbrochen verfolgt, ob sie sich nun in der Eisenbahn oder in dem düsteren Gasthaus einer kleinen Stadt befand, in dunklen Räumen von Altertumsläden oder in gut oder nicht gut eingerichteten Palästen, während ihrer jährlichen Sammlerreise durch Norditalien. Bis jetzt hatte sie ihr Herz an die Arbeit gehängt und tatsächlich große Erfolge gehabt.

Ein kostbarer, schwerer Eichentisch zum Beispiel, der auf mächtigen, fliehenden Löwen ruhte.

„Ein herrliches Stück, gnädiges Fräulein, echt venetianisch, frühes sechzehntes Jahrhundert."

„Wer hat Ihnen das eingeredet, Teuerster? Das ist Paris, Ausstellung von 1870, zweite Wahl. Nein, nein. Und der Tisch dort?"

„Der, kaum zu bezahlen! Ich habe einen viel geringeren vor zwei Tagen an einen Brasilianer für hundertfünfzigtausend Lire verkauft."

„Schön, das ist in Ordnung. Ich gebe Ihnen fünftausend dafür. Wenn Sie nicht wieder einmal einen Trottel von Brasilianer finden, steht er Ihnen noch die nächsten zwanzig Jahre hier."

„Und Sie, gnädiges Fräulein, für wieviel werden Sie ihn dann in London weiterverkaufen?"

„Ich kaufe ihn lediglich, um etwas Reklame für Sie zu machen, Signor Morelli!"

Jetzt war die Freude an solchem Handel vorbei. Ihre Arbeit bedeutete ihr nichts weiter als gemeinen Kampf mit schreienden Räubern und gerissenen Spitzbuben. Sie haßte sie alle miteinander. Sie kaufte mit gewohnter Geschicklichkeit, aber unabwendbar, noch in den Schlaf hinein, verfolgte sie der Gedanke an Andy Drake, der sich zwischen zwei Feuern befand.

Als Hermann sowohl wie als Andy war seine persönliche Freiheit gefährdet. Als Hermann wegen seiner politischen Verbrechen, als Andy, weil er den toten Hermann spielte. Welche Rolle hatte er in Amerika angenommen? Die Rolle Hermanns?

Als sie nach London zurückgekehrt war, rief sie einen alten Freund an, Sir Hugo Ballamy. Das war ein altes Mitglied des Unterhauses, wie eine Klette klebte er daran, und aller Klatsch aus den Vorzimmern und aus der Mitte der Ausschüsse war für seine Ohren Musik. Er kannte alle Geheimnisse der Diplomatie und nannte seine politischen Gegner mit Vornamen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht unter Kanonen . . .

Erlebnisse auf einem Küstenfort.

Von H. R. Eckert.

Langsam pflügt der Halland-Dampfer durch die blaue See. Die Morgensonne zieht am Himmel herauf, und weit in der Ferne zeichnet sich ein schwacher Küstenstrich ab: Schweden. Allerdings Schonen, und noch nicht Halland selber. Jetzt machen wir Frontwechsel und drehen uns auf die andere Seite — wieder ein Küstenstrich: diesmal Dänemark.

Zwischen diesen beiden Reichen zieht der Dampfer ruhig, dabei von einem sanften Schwingen erfüllt, seine Bahn. Oh, du schöne, alte Hansestadt Lübeck, wie liegst du so weit! Am Abend vorher kletterten wir in deinem verträumten, vom Sonnenlicht übergossenen Hafen auf den Halland-Dampfer, und dann ging es die schmale, stille Trave abwärts, an stolzen Finnland-Dampfern vorbei, über Travemünde, wo die mächtige „Deutschland" des Ostpreußen-Dienstes herübergrüßte, in die offene See hinaus — — —

Am nächsten Morgen sitzt man gut ausgeschlafen im Speisesaal und trinkt den berühmten schwedischen Kaffee, streicht sich zentimeterdick die Butter aufs Brot, bis auf einmal Kinderarme in die Luft fahren und ein Schrei ertönt: „Kopenhagen in Sicht! Dort drüben!"

Alles stürzt an die Fenster oder an Deck, um diese einzigartige Einfahrt nicht zu versäumen. Vor uns liegt, von der goldenen Morgensonne übergossen, die Hauptstadt Dänemarks mit ihren mächtigen Türmen und Kuppeln — Venedig des Nordens, wenn dieser Titel nicht schon an Stockholm vergeben wäre, also sagen wir ruhig: das skandinavische Hamburg — denn warum nicht einmal einen deutschen Vergleich wählen? Sind etwa nur Rom, Paris oder Ostende schöne Städte?

Mitten im Wasser ragt ein mächtiges Fort empor. Drohend richten sich die Kanonen auf uns, als das Schiff vorbeidreht. „Nein, mein Junge, die tun keinem Menschen etwas!" sagt der alte Kapitän, der selber aus Halland stammt, zu meinem Jungen. „Fahre mal mit deinem Vater rüber! Dann darfst du mit den Kanonen spielen."

Wie bitte — Kinder dürfen mit Küstengeschützen spielen? Ein fauler Witz des alten Schweden, oder was sonst? Aber es hilft nichts: der Mann, der den Dampfer seit zwei Jahrzehnten von Lübeck nach Kopenhagen führt, behält recht — man darf nämlich wirklich mit den Kanonen spielen, wenn man will. Na, und welcher Junge will wohl nicht?

Am Spätnachmittag, als sich der Halland-Dampfer längst zur Weiterfahrt nach Malmö und Gothenburg rüstet und sein mächtiges dumpfes Tuten in die Luft stößt, fahre ich mit meinem Jungen im Hafenmotorboot zum Fort hinüber.

„Trekroner" heißt es — Dreikronen!

Gleich über dem Landungssteg steht ein Restaurant. Ein verwunderter Blick — vorher war es nämlich eine Kasematte. Unheimlich die eisernen Gitter, die das Haus noch durchziehen, die dunklen Schießscharten in den dicken, grauen, steinernen Wänden . . .

Ganz oben aber drohen wuchtige Kanonen! Nun, wir wollen einmal sehen, ob man mit ihnen spielen darf. Also halt gemacht vor jenem grauen, schlichten Hause, an dem sich ein Schild befindet: „Der Fortkommandant!" Wir gehen hinein, um die Besichtigungserlaubnis zu erbitten.

„Hier gibt's keinen Fortkommandanten mehr", tritt uns eine weißgekleidete Frau mit einer Serviette in der Hand entgegen, „hier gibt's nur einen Hotel-Kommandanten. Und das bin ich! Sind Sie Ausländer?"

Wir nicken und benötigen ein Weilchen, bevor wir uns zu der Frage aufraffen: „Aber Sie wollen doch wohl nicht im Ernst behaupten, daß Sie hier auf dem Küstenfort ein Hotel eröffnet haben?"

„Warum denn nicht?" antwortete die Frau. „Das Fort taugt sowieso nicht mehr viel für den Fall eines Seeangriffs, die meisten Kanonen sind ja schon über hundert Jahre alt".

Das stimmt aber doch nicht ganz, denn wie wir uns überzeugen, ist auch eine Reihe jüngerer Geschütze dazwischen — übrigens alles gute deutsche Kruppware mit eingemeißelten Garantiestempeln aus Essen. Einige sind noch tadellos in Schuß. Mein Junge versucht eine mächtige Kurbel-Kanone herumzudrehen, aber da seine Kräfte nicht ausreichen, muß der Herr Papa helfen, das schwere Kruppgeschütz, das auf Schienen läuft und im Halbkreis gedreht werden kann, in die gewünschte Schießstellung zu bringen. Dann spielen wir wie die Kinder Seekrieg, Belagerung Kopenhagens durch die Engländer (wobei zu bemerken wäre, daß die 1801-Kanonen tatsächlich hier zur Abwehr krachten, als die Engländer Kopenhagen überfielen), Richtungswechsel nach Kommando, Kanonenwendung um die eigene Achse und ähnliche Artilleriemanöver.

Kein Mensch sagt einen Ton dazu. Man läuft durch die Kasematten, kurbelt die Geschütze an, klettert auf den alten Panzertürmen herum, photographiert, malt, kurz, tut, wozu man Lust hat. So etwas sollte man einmal mit einem alten italienischen Fort versuchen oder irgendwo in der Tschechoslowakei — — —

Gegen Abend mieteten wir im Hotel ein Zimmer, um auf Fort „Trekroner" zu übernachten.

Freundlich strahlten die alten, gemütlichen Petroleumlampen durch den „Schifferkrug" im Hause, in dem die Tonpfeifen und der gute, schwere Rauchtabak in alten gebrannten Holzdosen zur beliebigen Benutzung der Gäste kostenfrei zur Benutzung stehen. Ja, elektrisches Licht hat dieses Fort noch nicht, und sogar nicht einmal eine Wasserleitung.

„Wir holen das Trinkwasser in großen Tanks aus Kopenhagen", erzählt uns die nette Kellnerin, „aber das kostet über 500 Kronen monatlich." Sie staunt, als sie hört, daß es auf der deutschen Insel Helgoland nicht anders ist.

Es ist dunkel geworden. Die letzten Motorschiffe nach Kopenhagen sind bereits gegangen. Langsam zieht der silberweiße Mond seine Bahn und läßt sein Licht auf die alten schwarzen Kanonen fallen, die drohend ihre Mündung auf die offene See richten. Bluff, Theater, es war einmal — — — mag sein, daß man einen Angreifer diesmal wieder von der See erwarten kann, mag aber auch sein, daß er plötzlich aus der Luft vorstößt — so ändern sich die Zeiten . . .

Stille liegt über der See, als alles in die Klappe steigt. Schlafe wohl, altes Fort! . . . Nacht unter Kanonen — — —

E. T. A. Hoffmann zieht um.

Skize von Werner Fuchs-Hartmann.

Auf dem Zinkenwört zu Bamberg, schräg gegenüber dem Theater, wohnte der Hofmusikus Warmuth. Das schmale Häuslein, in dem der bereits in den Ruhestand versetzte Hornist seinen Lebensabend verbrachte, blickte mit seinem weißen, sauberen Anstrich und den blumengeschmückten Fenstern freundlich drein.

Schon oft hatte der Musikdirektor Ernst Theodor Amadeus Hoffmann mit Wohlgefallen zu den blanken Scheiben mit den zierlich gerafften Mullgardinen hinaufgesehen, während er mit dem Besitzer zwischen Tür und Angel einige Worte austauschte. Da teilte ihm Warmuth eines Tages mit, daß infolge der Heirat seiner jüngsten Tochter das zweite Stockwerk seines Hauses zur Verfügung stünde, und bat gelegentliche Empfehlung für einen Mieter.

Ernst Theodor Amadeus blinzelte: „Wollen sehen, vielleicht empfehle ich mir's selber!" Und er stieg sogleich mit dem gefälligen Mann die enge Spindel hinauf. Große Möglichkeiten eröffneten sich kaum. Die ganze Wohnung bestand aus einem einzigen, allerdings recht geräumigen Zimmer und etlichem sehr beschränkten Nebengelaß. Hoffmann stellte im Geist die Möbel, als sein Blick unversehens an der Decke hängen blieb. Er erstarrte, und der Schreck saß ihm mit eiskalter Hand im Nacken, denn aus der schlichten Schmuckrosette der Mitte sah mit listigen Augen und blanken Zähnen ein Gesicht auf ihn nieder, rümpfte die Nase und bläkte schließlich die Zunge heraus.

Der alte Warmuth lachte und drohte nach oben. „Du Schelm!" rief er. „Wirst du mir wohl nicht die Leute foppen!"

Das Gesicht verschwand mit unterdrücktem Kichern und ließ ein Loch zurück, das ein Ausmaß von etwa drei Hand breit im Geviert haben mochte und alsbald von einem Verschlußstück bedeckt wurde.

„Mein Enkelkind, die Josepha", erklärte der Wirt schmunzelnd, „sie kann es nicht lassen, durch die alte Luftklappe ihre Possen zu treiben, sobald sie Gäste vermutet. Hier über uns befindet sich nämlich noch ein Dachkämmerchen, das ich Ihnen übrigens gern ohne sonderliche Rechnung belassen will, wenn Sie sich entschließen sollten, bei mir zu wohnen."

Ernst Theodor Amadeus erwärmte sich und begehrte, den Raum zu besichtigen. Droben angelangt, steckte er sogleich den Kopf aus dem Mansardenfenster und freute sich bis in den letzten Haarwinkel. „Ganz romanesk", rief er und drehte sich wieder in die Kammer zurück, „ein veritables Poetenstübchen!"

Mit raschen kleinen Schritten die Ecken ausmessend, blieb er schließlich an dem Luftloch stehen. Warmuth, der belustigt die Begeisterung seines Besuchers beobachtet hatte, nickte eifrig: „Das Ding da wird natürlich zugemauert — sieht ja dumm aus."

„Nichts wird!" schrie Hoffmann vergnügt. „Bleibt genau so, wie's ist. Das gibt doch einen Erzspaß!"

Der Hofmusikus lächelte: „Also, Sie wollen mich beehren?"

„Gewiß, Verehrtester." Ernst Theodor Amadeus zeigte seine Kopfnicker. „Auf jeden Fall schicke ich erst noch die Frau."

Er stieg die Treppe hinunter und zählte die Stufen. „Dreiundvierzig! Das ist ein gut Stück zu den Höhen der Menschheit." Er schwenkte den Hut. „A rividerci, amico! Und grüßen Sie mir Josepha!"

Die Frau war einverstanden, und der Umzug wurde von Hoffmann mit ungeheurem Eifer als ganz außerordentliche Begebenheit behandelt, obgleich er nur wenige Stunden beanspruchte. Mit einigen von ihm in Beschlag genommenen Möbelstücken richtete sich der Musikdirektor sogleich in seinem Poetenstübchen ein und spielte mit seiner Phantasie wie ein Kind mit der Puppe. Das geistige Behagen noch körperlich zu erhöhen, machte er es sich in Schlafrock und Sammetkäppchen bequem. Da ihn hierin die Stiefel behinderten, warf er sie kurzerhand durch die Luftklappe ins Zimmer hinab, so daß die Frau voll Entsetzen zur Tür flüchtete, weil sie glaubte, die Decke käme herunter.

Ernst Theodor Amadeus lachte wie hundert Teufel und schlug Feuer für die Pfeife. Als er ans Fenster trat, sah er vor dem Haus einen Frachtwagen halten, von dem gerade eine Kiste in beträchtlichen Ausmaßen abgeladen wurde. Die Neugier saß ihm im Nacken und trieb ihn sogleich hinunter in den Kreis der Schaulustigen.

Der Hofmusikus Warmuth drehte sich um: „Für Sie, Herr Direktor!" rief er und zeigte auf den Kasten. „Schwer wie ein Schub voll Dukaten."

Hoffmann spähte nach der Signatur auf den Brettern. — „Kommt aus Leipzig", bemerkte der Fuhrmann und reichte den Begleitbrief her. Ernst Theodor Amadeus löste mit flatternden Händen das Siegel, überflog die Zeilen und strahlte. „Mischa", schrie er zum Fenster hinauf, „es ist da!"

„Wohl eine Überraschung?" horchte Warmuth, den es plagte.

„Und ob!" versicherte Hoffmann. „Sieben Meerkatzen und ein Stachelschwein. Werden die Biester gleich quieken hören, — Aufmachen die Kiste und raus damit!" entschied er.

Der Fuhrmann zuckte die Achseln und holte sein Werkzeug. Hoffmann half mit flinken Griffen, wobei er mit der Eindringlichkeit eines Schaubudenbesitzers unaufhörlich vor sich hinschwatzte.

„Meine hochlöblichen und wohledelgeborenen Herrschaften", rief er mit seiner heiseren Stimme und grimassierte wie ein Kater beim Heringsschwanz, „gleich werden Sie die admirabelste und kurioseste Schöpfung dieser Erde und aller Nebenstraßen ästimieren können . . ." Er hielt inne und zerrte hitzig an einem widerspenstigen Nagel: „Satansstück infames — er will nicht — elend langer Kerl — raus mit dem Zahn — na endlich!"

Er hielt den Widersacher noch einen Augenblick in der Zange und betrachtete ihn ingrimmig, ehe er ihn aufs Pflaster warf.

„Ein Wunder, ein veritables Wunder, meine schönen Damen und liebwerten Herren", fuhr er blinzelnd fort, „es hat vier Füße und kann doch keinen Schritt gehen, es hat an die sechs Dutzend Stimmen im Leibe und kann doch ohne Hilfe keinen Ton von sich geben — kurios fürwahr — doch gleich wird's offenbar!"

Die Kistenwände, die inzwischen ihres letzten Haltes beraubt worden waren, fielen auseinander, und Hoffmann fegte mit der Miene eines Zauberkünstlers die als Füllung dienenden Sägespäne von dem alsbald sichtbar werdenden Gegenstand. Es war ein Tafelklavier in gefälliger und zeitgerechter Form.

Ernst Theodor Amadeus betrachtete es mit verliebten Blicken. Bereits vor Monden hatte er in dieser Angelegenheit an Breitkopf und Härtel geschrieben und um Belassung eines geeigneten Instrumentes gebeten, darauf hinweisend, daß in der bisherigen Übung die gewünschten Rezensionen nur unter Drang und Zwang zu erledigen wären.

Doch die Dinge wollten nicht voran. Er hatte zuletzt schon gar nicht daran denken mögen. Die Ungunst der Verhältnisse schien ihm der Erfüllung unüberwindlich entgegenzustehen. Aber wie zumeist, so zeigte es sich eben auch hier wieder, daß die Fügung der Umstände unseren Wünschen um so willfähriger ist, je weniger wir geneigt sind, sie noch ferner als Möglichkeit in unserem Bewußtsein zu tragen oder das Glück des Augenblicks davon abhängig zu machen.

Darüberhin phantasierend, hatte der Musiker unversehens den Klavierdeckel aufgeschlagen und die Finger in den Tasten.

„Aber Ernst!" rief Mischa vom Fenster aus. „Die Leute . . ."

Hoffmann warf den Kopf zurück. „Ach was! Ganz unerheblich. Sollen Baumwolle in die Ohren pflanzen!" Mit Hingabe trat er das rechte Pedal, dieweilen sein Jubilate zum Himmel stieg.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.